

Urlaub ohne Wi-Fi? Undenkbar!

Online Alternativen zu Social Media gibt es für Jugendliche nicht, sagt Medienpädagoge Philippe Wampfler

VON PHILIPP LÖPFE

Jugendliche tun es fast überall. Zu Hause, in der Schule oder zwischendurch: Surfen auf Facebook, Twitter und Co. Doch wie verändern Social Media unsere Jugend? Kommunizieren junge Leute nur noch per Smartphone und werden sie dadurch gar unfähig, eine Beziehung zu führen? Antworten auf diese Fragen gibt der Medienpädagoge und Gymnasiallehrer Philippe Wampfler, der soeben ein Buch über die «Generation Social Media» veröffentlicht hat.

Jugendliche können es den Erwachsenen nie recht machen. Entweder sind sie zu frech oder zu brav, zu rebellisch oder zu angepasst. Warum sollte das mit den sozialen Medien anders sein?

Philippe Wampfler: Die heutigen Jugendlichen sind mit den sozialen Medien aufgewachsen und so stark mit ihnen verbandelt, dass sie keine Alternativen mehr kennen. Meine Generation - ich bin in den 1980er-Jahren jung gewesen - kannte noch Bücher und Tageszeitungen. Das trifft für die heutige Generation nicht mehr zu. Sie müssen deshalb bei den sozialen Medien auf Gedeih und Verderb herausfinden: Was funktioniert, und was nicht.

Ist die Kombination Jugend/soziale Medien also mehr als eine Jugendrevolte, wie es sie immer wieder gibt?
Ich mag es nicht, wenn man vorschnell von Revolutionen spricht. Vieles, was heute im Zusammenhang mit Facebook, Twitter & Co. als revolutionär angepriesen wird, erweist sich bei näherem Hinsehen als altbekannt. Es sieht vielleicht nur ein bisschen anders aus.

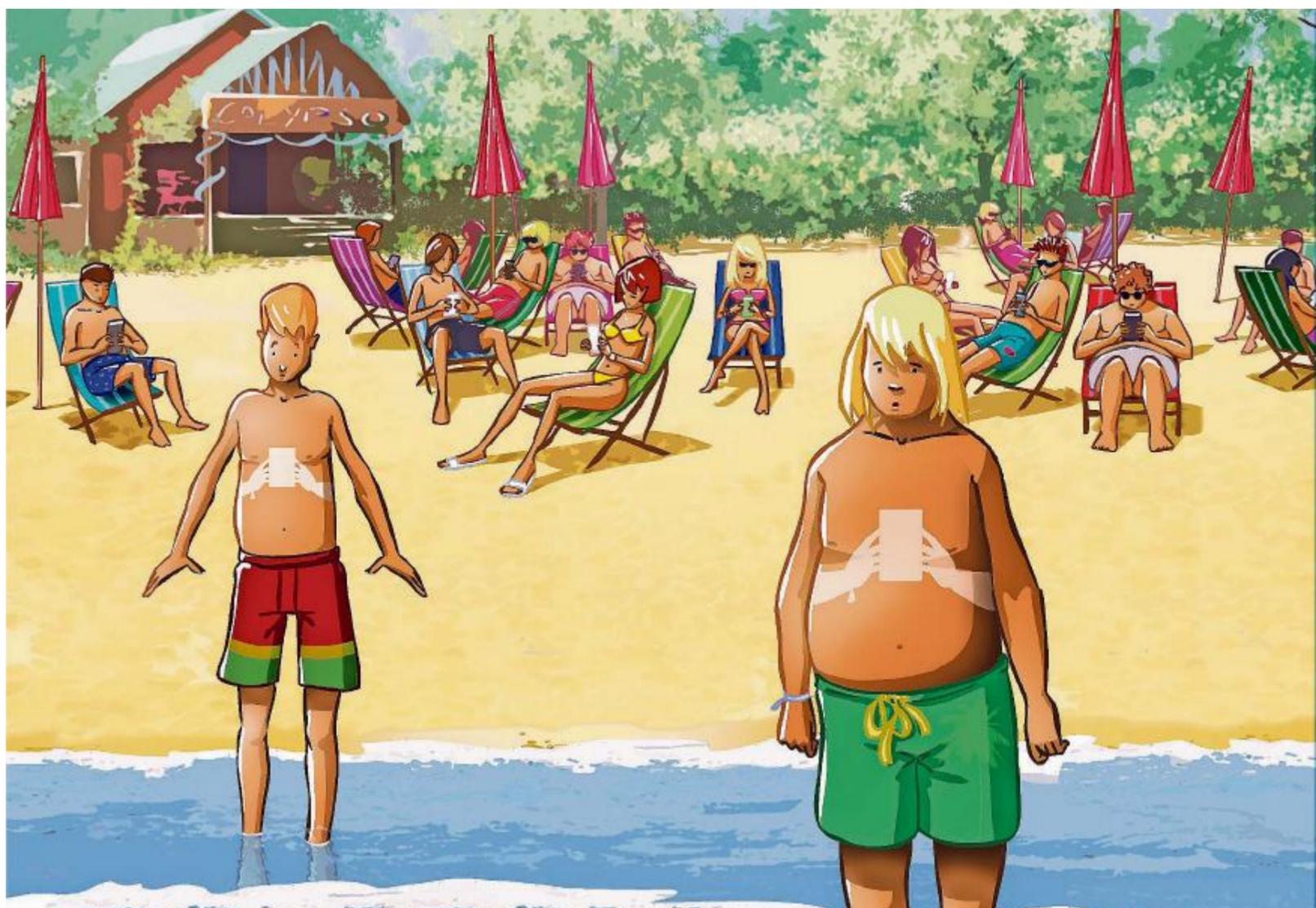
Dank den sozialen Medien und den Smartphones kommunizieren Jugendliche anders.

So gesehen hat sich tatsächlich in kurzer Zeit ein grosser Wandel abgespielt. Aber gerade weil es so schnell gegangen ist, ist es zum heutigen Zeitpunkt auch sehr schwer abzuschätzen, was davon bleiben wird. Weder die Jugendlichen wissen es, noch die Industrie, die mit den sozialen Medien Geld verdienen will, aber den Dreh noch nicht heraus hat, wie dies geschehen soll.

Wer ist eigentlich von dieser Entwicklung mehr überfordert, die Jungen oder die Alten?

Die Alten. Die Jungen finden sich digital zurecht, weil sie kaum andere Möglichkeiten haben, sich sozial zu vernetzen. Das Vorurteil, sie seien als «Digital Natives» technisch kompetent, aber in Bezug auf Belange wie die Privatsphäre naiv, teile ich nicht. Überforderte Erwachsene tendieren dazu, beides zu überschätzen, die Techno-Kompetenz und die Naivität.

Stimmt es, dass die Selfie-Kultur die Jungen in unausstehliche Narzissten verwandelt?



Auch die erholsamen Ferientage am Strand wollen viele junge Menschen nicht ohne ihr Smartphone verbringen.

ILLUSTRATION: RITSCH UND RENN

Nein, aber narzisstisch veranlagte Menschen fühlen sich von der Selfie-Kultur angesprochen und bestärkt. Sie werden dazu aufgefordert, ihren Exhibitionismus auszuleben. Wer jedoch keine Neigung zum Narzissmus hat, der wird nicht plötzlich anfangen, Selfies in der Welt herumzuschicken.

Was ist mit Gruppenzwang? Wer nicht mitmacht, ist ein Weichei?

Das trifft zu, aber es bleiben genügend Freiräume für diejenigen, die diesem Gruppendruck nicht nachgeben wollen. Gerade das Internet macht es möglich, dass diese Jugendlichen Gleichgesinnte finden und so dem Druck einer Schulklasse entfliehen können.

Und was ist mit Sexting? Dem Druck auf junge Mädchen, Nacktbilder von sich ins Netz zu stellen?

Mädchen im Alter von 12 bis 13 sind in der Tat gefährdet, eine Medien-Sucht aus sozialen Gründen zu entwickeln und anfällig für Sexting zu werden. Das hängt damit zusammen, dass sie Anschluss an Gruppen finden wollen.

Wie weit ist das Suchtverhalten in der Schweiz verbreitet?



«Es bleiben genügend Freiräume für diejenigen, die diesem Gruppendruck nicht nachgeben wollen.»

Man kann davon ausgehen, dass rund 20 Prozent der Jugendlichen ihr Smartphone nie ausschalten, dass es rund um die Uhr läuft. Sie lassen sich mitten in der Nacht wecken, um einen Anruf oder eine SMS nicht zu verpassen.

Gehen Jugendliche noch an einen Ferienort, wo es kein Wi-Fi gibt?

Das ist für viele tatsächlich undenkbar geworden.

Hat die MIT-Professorin Sherry Turkle somit recht, wenn Sie von einem pathologischen Umgang mit dem Smartphone spricht?

Nein, das ist Spekulation. Diese angebliche Sucht klingt auch bei Jugendlichen rasch ab. Viele Jugendliche, die im Alter von 13 Jahren ohne Smartphone angeblich nicht mehr leben konnten, gehen, wenn sie auf die 20 zugehen, auf Distanz und ärgern sich über diejenigen, die ständig am Smartphone kleben.

Verharmlosen Sie jetzt nicht zu stark? Turkle schildert, dass viele Jugendliche nur noch simsen und nicht einmal mehr am Smartphone miteinander sprechen, weil ihnen das zu intim geworden ist.

Turkle schliesst dies aus den Interviews, die sie mit Jugendlichen geführt hat. Empirisch lassen sich ihre Thesen jedoch bis jetzt nicht belegen.

Jugendliche werden heute viel stärker kontrolliert. Dank dem Smartphone können Eltern ihre Kinder viel besser überwachen als früher. Was richten diese «Helikopter»-Eltern für Schäden an?

Viele Eltern sagen tatsächlich: Du darfst ein iPhone haben oder ein Facebook-Konto eröffnen, wenn ich deine Freundin sein darf.

Werden die Eltern zum «Big Brother» ihrer Kinder?

Wie viel Kontrolle Eltern über ihre Kinder haben sollen, ist eine klassische Erziehungsfrage. Social Media verstärken dieses Problem, weil sie mehr und bessere Kontrollmöglichkeiten anbieten. Nur sollte man Jugendliche nicht unterschätzen: Sie sind sehr kreativ im Überlisten solcher Kontrollen.

Wo sehen Sie die grössten Gefahren der sozialen Medien?

Dass es einfach geworden ist, Bedürfnisse sofort zu befriedigen und dass die Menschen daher keine Geduld mehr haben. Das sieht man beim Gamen, beim Porno und bei der Auseinandersetzung mit Kultur. Nur sollte man das nicht dramatisieren. Der Anteil der Bevölkerung, der lange Bücher gelesen hat, war immer schon klein.

Ein Beitrag von watson.ch



Suizidtourismus in vier Jahren verdoppelt

Sterbehilfe Forscher haben Herkunft, Erkrankungen und Todesart von Sterbewilligen in der Schweiz publiziert.

VON BEATE KITTL (SDA)

Die Zahl der Sterbehilfe-Touristen in der Schweiz hat sich zwischen 2008 und 2012 verdoppelt. Dies berichten Schweizer Forschende in einer Pilotstudie im «Journal of Medical Ethics». In diesem Zeitraum haben sich 611 Menschen aus 31 Nationen hierzulande das Leben genommen.

Fast zwei Drittel aller Sterbewilligen reisten aus Deutschland (268) und

Grossbritannien (126) in die Schweiz. Es folgen Frankreich (66), Italien (44), die USA (21), Österreich (14), Kanada (12), Spanien und Israel (je 8).

Mit der Pilotstudie wollten die Wissenschaftler Alter, Geschlecht und Herkunftsland der Menschen herausfinden, die in die Schweiz kommen, um zu sterben. Ferner wie sie das tun und an welchen Krankheiten sie leiden. Sie suchten dazu in der Datenbank des Instituts für Rechtsmedizin der Universität Zürich nach Untersuchungs- und Obduktionsberichten zu assistierten Suiziden von ausländischen Personen.

Es zeigte sich, dass die Sterbetouristen zwischen 23 und 97 Jahre alt waren, im Mittel 69. Mit 58,8 Prozent waren mehr als die Hälfte der Sterbetou-

risten Frauen. Sie nehmen assistierten Suizid mit einer 40 Prozent höheren Wahrscheinlichkeit in Anspruch als Männer, wie es in der Mitteilung des Fachjournals heisst.

Fast alle gehen zu Dignitas

Die Suizidwilligen litten in fast der Hälfte der Fälle an neurologischen Erkrankungen wie Lähmungen, motorischen Nervenkrankheiten wie Amyotrophe Lateralsklerose (ALS), Parkinson und multiple Sklerose (MS). Es folgten Krebs und Rheuma-Erkrankungen. Alle bis auf vier dieser Menschen schieden mit der Sterbehilfeorganisation Dignitas aus dem Leben.

Fast alle Betroffenen starben durch das Schlafmittel Natrium-Pentobarbital,

vier durch inhaliertes Helium. Diese Todesart erhielt 2008 grosse mediale Aufmerksamkeit und wurde als langwierig und belastend beschrieben - was laut den Studienautoren der Grund für eine Abnahme des Sterbetourismus in die Schweiz zwischen 2008 und 2009 sein könnte. Bis 2012 folgte dann ein starker Anstieg.

Die Forschenden haben sich ausserdem die bestehende Rechtslage zur Suizidbeihilfe in den Ursprungsländern der Suizidtouristen angesehen. Insbesondere die Beispiele Deutschland und Grossbritannien bestätigen die Hypothese der Forschenden, dass Suizidtourismus in den Herkunftsländern Diskussionen über die Rechtslage zur Sterbehilfe anstossen kann.

Profile für Kinder

Google schiebt auf die Jüngsten

Laut Medienberichten will Google Kinder unter 13 Jahren als neue Kunden gewinnen. Der Internetkonzern arbeitet an speziellen Konten für Kinder, berichten das «Wall Street Journal» und die Technologie-Website «The Information». Google-Dienste wie Gmail, Maps oder Youtube lassen sich durch die Anmeldung eines Google-Kontos miteinander verknüpfen. Doch aus Jugendschutzgründen bekommt heute einen solchen Account offiziell nur, wer über 13 Jahre alt ist. Laut Google-nahen Quellen sollen die Kinderkonten nur mit Zustimmung und unter Kontrolle der Eltern eröffnet werden können. Google hat bisher zu den Gerüchten keine Stellung genommen. (NCH)